

Marion Rana

**Schwerhörigkeit und Maskulinität: Narrative Verhandlungen von Männlichkeit, sexuellem Begehren und sexueller Attraktivität in Alexander Görسدorfs *Taube Nuss: Nichtgehörtes aus dem Leben eines Schwerhörigen***

Sexualität und Behinderung bilden ein spannungsgeladenes Feld: Behinderung wird häufig mit Asexualität gleichgesetzt, Menschen mit Behinderung als entsexualisiert wahrgenommen. Auch wenn sich Schwerhörigkeit nicht ohne Weiteres als Behinderung lesen lässt (und dieser Klassifizierung auch insbesondere aus der Gehörlosenkultur vehement entgegengetreten wird, vgl. z.B. Uhlig), sind manche Besonderheiten und Prozesse der Konstruktion von Sexualität durchaus vergleich- und übertragbar. Im folgenden Beitrag soll daher anhand der Textanalyse der 2013 erschienenen Autobiografie *Taube Nuss: Nichtgehörtes aus dem Leben eines Schwerhörigen*, das auf dem schon seit 2009 erfolgreichen Blog „Not quite like Beethoven“ basiert, eine Dekonstruktion von Männlichkeit mit Behinderung vorgenommen werden. Dabei wird argumentiert, dass Autor Alexander Görسدorf den angenommenen Mangel an sexueller Attraktivität (männlicher) Schwerhöriger voraussetzt und sich selbst im implizierten Gegensatz zu dieser Assoziation als dezidiert sexuelles Wesen konstruiert. Dies geschieht sowohl durch die wiederholte Rekurrenz auf sexuelle Metaphorik, die kokettierende Andeutung eines promiskuen Lebensstils und wechselnder, mehr oder minder anonymer Partnerschaften, als auch durch die wiederkehrende, narrativ nicht immer begründete Andeutung und Ausführung sexueller Themen und Szenen. Trotz aller narrativer Rekurrenz auf Männlichkeitstropen bewegt sich der Erzähler dabei als Grenzgänger zwischen dem Modell hegemonialer Männlichkeit und alternativen, weichen Konstruktionen von Maskulinität. Im Folgenden wird zuerst ein kurzer Überblick zur Forschung über Behinderung und männliche Sexualität gegeben und dann ein *close reading* des Primärtextes vorgenommen, bevor in einer zusammenfassenden Diskussion geprüft wird, inwieweit die Konstruktion von männlicher Schwerhörigkeit in *Taube Nuss* eine Reformulierung von Idealen hegemonialer Männlichkeit darstellt.

## I. *Doing Disabled Sexuality*: Männliche Sexualität und Behinderung

Die gesellschaftliche Verhandlung von Behinderung und Sexualität zeichnet sich durch eine widersprüchliche Kodierung aus. Einerseits fungiert der nicht-normierte Körper als Fokalisierungspunkt von Konstruktionen sexueller Transgression und Perversion: „In anomalous embodiment, aberrant desires are assumed to be made manifest, and maybe to beckon“ (Cohen 154). Diesem „dangerous disabled body“ diametral gegenübergestellt ist, andererseits, der entsexualisierte Körper mit Behinderung (vgl. Rapala/Manderson 162—163, Shakespeare 55—56, Willis 1). Dieser nichtnormative Körper, so Cohen, werde bis zu dem Grad desexualisiert, dass er in endloser Präpubeszenz zu verharren scheine, „as if to be a disabled person were to dwell forever in the corporeality of a child“ (ibid.). Ähnlich argumentieren auch Rapal und Manderson in Bezug auf die Sexualität von Männern mit Behinderung: „The male body, traditionally constructed around such notions as strength and control, when transformed by disability, becomes relocated into the sphere of the child-like and the feminine“<sup>1</sup> (164). Hinzu kommt eine durch die generellen Berührungspunkte nicht-behinderter Menschen mit Menschen mit Behinderung gesteigerte Tabuisierung von *disabled sexuality*, die Cynthia Barouns treffend als „a taboo and uncomfortable territory for many non-disabled viewers“ bezeichnet (445).

Bis zur Jahrtausendwende konzentrierte sich die Forschung zu Sexualität und Behinderung vor allem auf Frauen mit Behinderung (vgl. z.B. auch Wilson et al., Shuttleworth/Wedgwood/Wilson 177, Shakespeare 54—56); erst mit der Verhandlung von Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit auch in den Disability Studies weitete sich das Forschungsfeld. Connells Konzept bezeichnet eine dominante Form der Konstruktion und Performanz von Männlichkeit in Abgrenzung zu stereotypen Darstellung von Weiblichkeit sowie von untergeordneten alternativen Maskulinitätskonstruktionen (z.B. der Homosexualität). (Westliche) hegemoniale Männlichkeit, wie von Connell beschrieben, ist von einem privilegierten Zugang zu gesellschaftlicher und ökonomischer Macht gekennzeichnet und beinhaltet die Konstruktion von Mannsein als körperlich und emotional stark und unangreifbar, pseudo-natürlich, gewalttätig, unabhängig und dominant (vgl. Connell). Mit

---

<sup>1</sup> Die Konzentration der Autoren auf „von Behinderung transformierte“ Körper spiegelt die Tendenz, in der Erforschung und Konzeptionalisierung von Behinderung und (männlicher) Sexualität insbesondere Männer mit nicht-angeborener Behinderung zu betrachten. Zusammen mit dem noch zu diskutierenden Fokus auf spezifische Formen der Behinderung engt diese Konzentration das Forschungsfeld und die daraus zu extrapolierenden Erkenntnisse ein.

dem Einbezug von Männlichkeitsmodellen in Überlegungen zur Interdependenz von Sexualität und Behinderung einher geht die Prämisse, dass männliche Sexualrollen anders verhandelt werden als weibliche, und dass die Konzentration der männlichen Sexualrolle auf Kraft und Dominanz Männer mit Behinderung vor spezifische (selbst- und gruppeninitiierte) Herausforderungen stellt.

Wie Shuttleworth, Wegdwood und Wilson herausarbeiten, stehen sich Konzepte von Maskulinität und Behinderung diametral gegenüber, weil Maskulinität auf Dominanz, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit beruht, während Behinderung als Kontrollverlust und Zustand permanenter Abhängigkeit konfiguriert wird: „[D]isabled masculinity is a lived and embodied dilemma“ (175). Hahn schlägt deshalb 1989 drei Verhaltensänderungen vor, mit denen Männer mit Behinderung dem von ihm explizierten Dilemma der Selbstabgrenzung und der damit einhergehenden Abwertung von Frauen als Bewältigungsstrategie angegriffener Männlichkeit entkommen können: Männer mit Behinderung sollen, so Hahn, ihre Andersartigkeit für sich selbst als ästhetisch ansprechend rekonstruieren, durch das Eingeständnis von körperlicher Versehrtheit und Schwäche Charakterstärke demonstrieren bzw. ausbilden und sich sowohl politisch als auch auf der interpersonellen Ebene mit Menschen umgeben, die sie vor allem aufgrund ihrer Sensibilität und ihres Einsatzes schätzen, statt vorrangig an idealisiert männlichen Verhaltensweisen wie Kraft und körperlicher Stärke interessiert zu sein. Dass diese Verhaltensweisen zum einen enorm normativ und einseitig<sup>2</sup> und zum anderen für viele Menschen nicht umsetzbar sind – manch ein Mann mit Behinderung ist vielleicht einfach nicht sensibel und überdurchschnittlich charakterstark, und sicherlich ist es auch nicht jedem möglich, seine Behinderung als „beautiful“ anzusehen (vgl. Hahn 1989) – steht dabei mittlerweile sicherlich außer Frage; Ergebnisse und Vorgehensweise Hahns sind zu Recht schon länger in der Kritik und werden in der aktuellen Forschung auch nicht mehr uneingeschränkt rezipiert. Nichtsdestotrotz sind diese Verhaltensweisen der narrativen Konstruktion von *disabled masculinity*, wie sie

---

<sup>2</sup> Shuttleworth/Wegdwood/Wilson formulieren die gleiche Kritik in Bezug auf die frühe Forschung über Behinderung und Maskulinität in der Breite, indem sie argumentieren: „They often ended their articles with suggestions that placed most of the onus on individual men with impairments to overcome the dilemma of disabled masculinity. [...] [I]n highlighting the project of self-change, that is, of redefining or reconstructing one's self in terms of nonhegemonic forms of masculinity, they perhaps default to a modernist prioritizing of the individual and downplay the limited power disabled people have to influence how they are viewed by many disabled people [...] and how we might work to change these constraining structures at a societal, rather than individual, level.“ (180)

Alexander Görsdorf in *Taube Nuss* betreibt, recht ähnlich; sie werden uns deshalb auch später noch beschäftigen.

Die Hahns Überlegungen weiterführende Studie von Gerschick und Miller definiert aufgrund der qualitativen Auswertung narrativer Interviews mit erwachsenen Männern mit erworbener Behinderung im Rahmen des von den Autoren definierten „Three R Frameworks“ drei Verhandlungsstrategien in Bezug auf hegemoniale Männlichkeitsmodelle: Abhängigkeit (*reliance*), Neuformulierung (*reformulation*) und Zurückweisung (*rejection*). Die von Gerschick und Miller interviewten Männer hinterfragten die Ideale hegemonialer Männlichkeit also entweder nicht und waren stattdessen weiterhin von ihnen abhängig (*reliance*), sie formulierten diese um, damit sie auf ihre neue Situation passten (*reformulation*), oder sie wiesen die Prämissen und Ideale hegemonialer Männlichkeit zurück und konstruierten stattdessen eine alternative Form von Maskulinität für sich selbst (für eine Diskussion der Relevanz und methodisch-theoretisierenden Unschärfe von Gerschick und Millers Studie vgl. Shuttleworth/Wedgford/Miller 177–8).

Gibson et al zeigen in ihrer Studie über Identitätsarbeit in der Adoleszenz körperlich eingeschränkter Jugendlicher, wie junge Männer mit Muskeldystrophie Duchenne Männlichkeit in Abgrenzung zu ihrer Behinderung konstruieren. Von den beiden von Bourdieu aufgezeigten Möglichkeiten der Selbstidentifikation als AngehörigeR einer Minderheit – Gruppenloyalität durch Wertschätzung der stigmatisierten Aspekte der Gruppenidentität (in diesem Kontext: *disability pride*) vs. Assimilation in das dominante Ideal durch die (narrative) Minimierung von Differenzen – wählten die Studienteilnehmer fast ausschließlich Letztere: „In the dominant social order in which the study participants were immersed, the stakes in successfully becoming an adult male were aligned with minimizing disability“ (101). Die von den Jugendlichen konstruierten *narratives of non-difference* sind von einer Selbstwahrnehmung als sowohl „durchschnittlich“ als auch „ungewöhnlich“ geprägt, die Jugendlichen bewegen sich also in einem Spannungsfeld von Normalität und (positiver) Differenz: „Average in that they were living ordinary lives with the same challenges, pursuits, and interests as their nondisabled peers. Extraordinary in that they outlined how they had achieved these average lives in the face of the multiple challenges of living with DMD“ (100).

Sowohl Hahn als auch Gerschick/Miller und Gibson et al verfolgen in ihren Studien die unhinterfragte Prämisse, dass Männer mit Behinderung Sexualität grundsätzlich als

Problemfeld erleben und dass diese Wahrnehmung über die generelle Spannungsgeladenheit dieser Sphäre hinausgeht. Das von ihnen referierte Ungleichgewicht zwischen der Selbstidentifikation mit Idealen hegemonialer Männlichkeit und der Lebenswirklichkeit als körperlich Beeinträchtigter (und somit mit diesen Idealkonzeptionen Brechender) lässt sich allerdings nur auf jene Männer übertragen, die ihre Behinderung nicht als Teil ihrer Identität wahrnehmen (wollen). Die in diesem Zusammenhang postulierte Bewältigungsstrategie, nämlich die Abgrenzung von Frauen (vgl. Shuttleworth/Wedgford/ Miller 176), sollte ebenfalls in diesem Umfang nur auf Männer zutreffen, die ihre Teilidentitäten als *Mann* und *mit Behinderung lebend* als widersprüchlich empfinden. Für Männer, die ihre Körperlichkeit (in allen Facetten) integriert und nicht problembehaftet wahrnehmen und leben, kann diese Einschätzung also nicht vorbehaltlos übernommen werden. Eine ähnliche, auf die textuell-kreative Ebene übertragene Einschätzung vertritt Cynthia Barouns in ihrer Diskussion des US-amerikanischen Films *Murderball*, der mit einem starken Fokus auf heteronormative Werte von physischer Kraft, Stärke und Kampfgeist einen Ausschnitt der Leben von vier querschnittsgelähmten Rugbynationalspielern nachzeichnet. Sie führt aus: „Heterosexuality no longer functions as evidence that a disabled masculinity has finally been ‚cured‘; instead, it’s the masculinization of disability that holds the power to rehabilitate heteronormativity from its own gender trouble“ (445). Die aktuelle Forschung greift diese Debatte auch über die Prävalenz intersektioneller Ansätze verstärkt auf, die die Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Facetten der (Selbst- und Fremd-) Identität anerkennen (vgl. Aitao et al, Meekosha, O’Neill/Hird, Sandahl, Shakespeare und Rapala/Manderson).

Ein weitaus größeres Problem der aktuellen Forschung stellt die Konzentration auf spezifische Arten von Behinderung dar. Wie Shuttleworth, Wedgwood und Wilson argumentieren, beziehen sich die meisten Studien, die sich mit Behinderung und Maskulinität befassen, auf Männer mit Rückenmarksverletzungen (vgl. 183—4, 188 für eine kritische Diskussion dieses Bias), und die seit dieser Feststellung veröffentlichten Forschungsbeiträge umfassen zwar eine größere Spannbreite von Behinderung, tendieren aber ebenfalls zu einer Fokussierung auf körperlich einschränkende und von Außen direkt wahrnehmbare Behinderungen. Dabei ist es eigentlich evident, dass, bei aller Gemeinsamkeit, unterschiedliche Arten von Behinderung auch unterschiedliche Umgangsweisen und Identitäten (bzw. Identitätskonflikte) hervorrufen. So argumentiert z.B.

Staples: „Different kinds of impairment have very specific, context-defined meanings that, in turn, have different implications for how gender and disability might intersect” (545). Die wissenschaftliche Konzentration auf möglicherweise Potenz reduzierende Behinderungen wie Querschnittslähmungen führt dabei zu einer Fokussierung auf von durch tatsächliche Körperlichkeit hervorgerufene Besonderheiten der Sexualität von Männern mit Behinderung und lässt Prozesse der sozialen Verhandlung und Wahrnehmung sowie die Performanz männlicher *disabled sexuality* außer Acht.

Insbesondere zu Gehörlosigkeit bzw. Schwerhörigkeit<sup>3</sup> und Sexualität gibt es außer zahlreichen medizinischen und die Sexualaufklärung betreffenden Artikeln (vgl. Fitzgerald/Fitzgerald, Gabriel/Getch, Gannon, Job, Suter/McCracken/Calam) sehr wenig Forschung. So kritisierte Jean Phaneuf schon 1987: „The dearth of literature and research data on deafness and sexuality only points to the need for research” (53), die Forschungslage hat sich jedoch seitdem nicht signifikant verbessert. Eine Ausnahme bildet die online publizierte Dissertation von Anne Willis, „Deaf Group Identification and Sexual Esteem“, in der die Autorin eine qualitative Studie mit als gehörlos identifizierenden Menschen bezüglich deren sexuellem Selbstvertrauen, Zufriedenheit und Beschäftigung (*preoccupation*) vornimmt und auswertet. Dabei zeigt sie, dass – kongruent zu deren bereits vorher definierten höherem Level an Selbstbewusstsein (vgl. Bat-Chava) – gehörlose Menschen, die sich der Gehörlosenkultur zugehörig fühlen, ein höheres Maß an sexuellem Selbstvertrauen aufweisen.

In Anbetracht des Mangels an spezifischer Forschungsliteratur stellt sich die Frage, ob sich die Forschung zu Sexualität und Behinderung einfach auf Sexualität und Gehörlosigkeit bzw. Schwerhörigkeit übertragen lässt. Willis argumentiert in einer vordergründig logischen, wissenschaftlich aber nicht überzeugenden Schlussfolgerung, dass diese Übertragung aufgrund der gesellschaftlichen Wahrnehmung gehörloser Menschen valide sei: <pa> Although not all deaf people consider themselves to have a disability, most people in society at large consider them to have a disability. Thus, misconceptions and stereotypes of other individuals with disabilities are likely also applied to people who are deaf. (10) <pe>

Allerdings: Auch wenn man Gehörlosigkeit als körperliche Behinderung klassifiziert, ist nicht von der Hand zu weisen, dass sie den Träger in gänzlich anderer Weise „behindert“ als dies eine körperliche Behinderung wie z.B. eine Tetraplegie tut. Gerade im so intensiv körperlich

---

<sup>3</sup> In der anglophonen Literatur wird unter „deafness“, d.h. Gehörlosigkeit, auch Schwerhörigkeit gefasst, so dass es, das Problem der Unterrepräsentierung verstärkend, auch in der Literatur über „deafness“ nur zweitrangig um Schwerhörigkeit geht bzw. diese gar nicht behandelt wird.

konnotierten Bereich der Sexualität hat eine dezidiert körperliche im Gegensatz zu einer körperlich-sensorischen Behinderung wie Blindheit oder Gehörlosigkeit deshalb eine gänzlich andere Relevanz, die sich, so ist anzunehmen, auch in einer Nichtüberschneidung in der sexuellen Selbst- und Fremdwahrnehmung widerspiegelt. Nichtsdestotrotz lässt die zentrale Stellung, die Schwerhörigkeit bzw. Gehörlosigkeit in der sexuellen Verhandlung innerhalb verschiedener Texte einnehmen – abgelöst von der theoretischen Forschung sind zwischenzeitlich insbesondere im anglo-amerikanischen Raum einige Werke erschienen, die sich mit sexuellen Erfahrungen gehörloser oder schwerhöriger Menschen auseinandersetzen – davon ausgehen, dass die Thematik tatsächlich spannungsgeladen ist und dass auch Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit in sexueller Hinsicht identitätsproblematische Relevanz haben. Die folgende Analyse wird sich deshalb dem autobiografischen Text *Taube Nuss: Nichtgehörtes aus dem Leben eines Schwerhörigen* zuwenden, um zu untersuchen, wie der Autor hier Sexualität und Männlichkeit mit Behinderung verhandelt.

## II. „Wie jeder andere auch“: Sexualität und Männlichkeit in *Taube Nuss*

*Taube Nuss* ist von genau jenem Spannungsfeld von als entmaskulinierend empfundener körperlicher Einschränkung und reaffimierender Männlichkeit gekennzeichnet, das in den oben referierten Studien anklingt: In seiner an den Blog „Not quite like Beethoven“ angelehnten Szenendarstellung „aus dem Leben eines Schwerhörigen“ konstruiert sich der Ich-Erzähler einerseits als dezidiert sexuelles Wesen und somit in Übereinstimmung mit den Idealen heteronormativer Männlichkeit als „echten Kerl“. Andererseits verweigert er dabei eine eindeutige Zuordnung und Rekurrenz auf eben jene hegemonial männlichen Werte und positioniert sich als Grenzgänger zwischen Machotum und sexueller Potenz einerseits und Feminisierung und Emotionalität andererseits. Schon im Titelbild wird diese Ambivalenz deutlich: Abgebildet ist eine stark kontrastierende, in schwarz-weiß gehaltene Skizze eines männlichen Kopfes und (bekleideten) Oberkörpers, die offensichtlich dem Autor nachempfunden ist. Der Mann steht leicht seitlich zum/r Betrachtenden, den Blick ebenfalls leicht nach oben gewandt. Er trägt eine schwarze (vermutlich Leder-)Jacke, die Stirn ist in Falten gelegt, die Augen von dunklen Ringen untermalt, der zurückgehende Haaransatz wird von der Halbglatze und dem gestutzten Vollbart überschattet. Deutlich sichtbar und durch

von ihm ausgehende rosafarbene Schallwellen und an das Ohr gelegte Finger unterstrichen ist ein ebenfalls schwarzes Hörgerät. Das Cochleaimplantat hingegen ist nur angedeutet und nicht visuell-illustratorisch verstärkt.<sup>4</sup> Der so skizzierte dunkle, kantige und bedrohliche *Kerl* wird kontrastiert durch die weiche, feminine Farbführung des Hintergrundes und einiger Bilddetails: Vom Ohr gehen wie bereits beschrieben rosafarbene Schallwellen aus, der Bildhintergrund ist in den unteren zwei Dritteln hellgrün hinterlegt. Das obere, weiß gehaltene Drittel, in das der Kopf des Mannes illustratorisch hineinragt, beherbergt den Titel des Buches, dessen erster Teil („Taube Nuss“) ebenfalls in Rosa gehalten und mit einem hellgrünen Schatten hinterlegt ist. Auch das Verlagslogo unten rechts ist in Rosa abgedruckt, das sich vor dem Hintergrund der schwarzen Jacke besonders gut abzeichnet. Schon auf dem Titel deutet sich so die Transgressivität des Erzählers an: Ebenso wie sein Körper die klaren farblichen Grenzen innerhalb des Titelbildes überschreitet, bricht er in der erzählten Handlung tradierte Rollenmuster, und genau jene Ambivalenz des Covers zwischen weiblich konnotierter Farbführung und männlich konnotierter Pose und Illustrationsstil wird auch innerhalb der erzählten Handlung immer wieder heraufbeschworen.

## II. 1 „O Gott, schon wieder?\": Konstruktionen hegemonialer Männlichkeit

Auf der narrativen Ebene steigt der Text direkt mit einer relativ plumpen direkten Adressierung des/r Lesenden ein: „Mögen Sie Sex mit verbundenen Augen?“. Die Frage plakatiert zum einen gewollt eine inhärente sexuelle Ungezwungenheit, sie suggeriert darüber hinaus auch ein gewisses Maß an sexueller Erfahrung und Transgression. Der Autor positioniert sich, ohne seine sexuellen Präferenzen tatsächlich mitzuteilen, mit sexuellem Expertentum und kokettiert gleichzeitig mit seinem Wissen über transgressive sexuelle Praktiken: „Zumindest schließen Sie sie [die Augen] doch manchmal, nicht wahr? Verständlich, denn das hat was. Komischerweise. Nichts zu sehen macht das Erleben direkter und unmittelbarer.“ (9) Ähnlich funktioniert der Verweis auf das „Lieblingsspielzeug“, nach dem andere Menschen vielleicht tasten, wenn sie „nachts mit Begehren geweckt“ werden (9) – der Erzähler demonstriert sexuelles Expertenwissen und kokettiert so mit seinem

---

<sup>4</sup> Dass sich Cochleaimplantat und Hörgerät am gleichen Ohr befinden, macht aus audiologischer Sicht keinen Sinn und scheint dem Impetus, beides illustratorisch darstellen zu wollen, geschuldet. Alternativ lässt sich das Zeichensymbol, das hier als Hörgerät interpretiert wird, auch als Schatten lesen, der dann allerdings deutlich stärker konturiert und tiefer ist als die Schattierung im Rest des Bildes.

implizierten sexuellen Erfahrungsreichtum. Dabei ist der sexualisierte Einstieg natürlich vor allem ein *hook*, der ein gesteigertes Interesse an sexuellen Themen voraussetzt und die Lesenden so von Beginn an „mitnehmen“ will. Gleichzeitig positioniert sich der Erzähler damit ungefragt als sexuelles und in diesem Zusammenhang insbesondere sinnliches Wesen. Interessant ist auch der Wechsel des Personalpronomens im Verlauf der Schilderung seiner Empfindungen während des Geschlechtsverkehrs: Schreibt der Erzähler zu Beginn der betreffenden Passage noch in der ersten Person Singular, ganz so, als sei der Sex eine solitäre Handlung, wechselt er im Verlaufe der Beschreibung das Pronomen: Aus „Wenn ich es ohne Ton tue“ wird „Wir tun’s miteinander!“ (9). Dies ist einerseits intradiegetisch begründet, stellt doch tatsächlich das Anlegen der Hörgeräte den Übergang des sexuellen Vorgangs vom solitären zum gemeinsamen Akt dar. Andererseits unterstreicht der Autor durch diese Hervorhebung der persönlichen Perspektive auch seine sexuelle Handlungsmacht als sexuell agierendes und dominierendes Subjekt. Besonders ins Auge sticht dabei die recht holprige Formulierung, erst durch die hörbare Reaktion der Partnerin „wird *mir* das Ganze zum Liebesspiel“ (9, meine Hervorhebung). Die maskuline, schaffende Perspektive beim Geschlechtsverkehr ist dabei die Voraussetzung für das ejakulativ-triumphierende „Wir tun’s miteinander!“, eine Äußerung, die wiederum durch eine Gefühlsempfindung in erster Person Singular unterstrichen wird („*Ich* fühle: *Wir* tun’s miteinander!“, 9, meine Hervorhebung). Der Protagonist wird so buchstäblich zum ersten *Subjekt*, dessen Empfindung und Konstruktion den Geschlechtsverkehr erst als solchen erscheinen lässt. Die sexuelle Ausdrucksweise changiert dabei zwischen einer subtilen Romantisierung („Erst durch die kleinen und großen Laute, die Seufzer meiner Liebsten, wird mir das Ganze zum Liebesspiel.“, 9) und männlich-derbem Stil („Wir tun’s miteinander!“, 9). Im Gegensatz zur Eröffnungsszene kommt die darauf folgende Erklärung des Makels, der Schwerhörigkeit laut Erzähler anhaftet, fast gänzlich ohne sexuelle Konnotation aus; in einer langen Liste potentieller Probleme, die sich nach der öffentlichen Selbstaussage als schwerhörig ergeben („Hier wird etwas nicht so locker. Hier gibt es Probleme“ bis zum Vergleich der Schwerhörigkeit mit einem schlechten Geruch, der die GesprächspartnerInnen vertreibe, und dem Verweis auf die „unspektakuläre“ Natur der Behinderung und des Autors „unsouveränen“ Umgangs mit ihr, vgl. 10) und der Gründe, aus denen sich aus Sicht der angestregten Gesprächspartner ein Gespräch dennoch lohne, folgt erst an dritter von fünf

Stellen der kokettierende und selbstironische Verweis auf die eigene Anziehungskraft („dass ich einfach unwiderstehlich attraktiv aussehe“, 10).

Ähnlich unmotiviert von der Handlung ist der Verweis auf sexuelle Aktivität im zweiten Kapitel zum Fernsehkonsum mit Schwerhörigkeit. Die Überlegungen zum Gebrauch von Kopfhörern und der Notwendigkeit seiner vollen Konzentration auf die Filmhandlung schließt der Erzähler mit dem seine vorangehende Explikation von „Nur der Film und ich“ relativierenden Kommentar ab: „Allenfalls sich mit der Liebsten ein bisschen streicheln, das geht natürlich“ (33). Aufschlussreich ist nicht nur der hier von der Handlung nicht direkt motivierte Einschub sexueller Aktivität, sondern auch der unpersönliche Ton und die grammatikalische Misdirektion der Aussage: Zum einen ist die Satzstruktur missverständlich (gemeint sein dürfte nicht das suggerierte „sich (selbst)“, sondern „sich (gegenseitig)“ Streicheln), zum anderen ist der Autor selbst durch die Verwendung des Indefinitpronomen „man“ grammatikalisch nur indirekt anwesend. Die diminutive Einschränkung („ein bisschen streicheln“) führt dabei zu einer ironischen Brechung, die den Spielraum für weitere, unbeschriebene sexuelle Handlungen eröffnet. Ähnlich suggestiv wie auch narrativ unmotiviert ist der Schluss eines Kapitels über viszerale Musikempfinden: „Man vergisst so leicht, wie wahrnehmungsfähig Fingerspitzen sind. Und zwar nicht nur beim Sex“ (142).

Die Bezeichnung „die Liebste“, mit der der Autor die wechselnden Partnerinnen versieht, suggeriert vordergründig seine romantische Beschaffenheit. Da dieser oberflächlich romantisierende Name jedoch für eine große Zahl der in der Erzählung auftauchenden Partnerinnen verwendet wird (bei gleichzeitiger namentlicher Nennung anderer wichtiger Charaktere), suggeriert die gleich bleibende Bezeichnung eine sexuelle Souveränität des Autors, mit der subtil auf ein gewisses *player*-tum hingewiesen wird. Gleichzeitig bleiben die wechselnden Partnerinnen zu einem gewissen Grad austauschbar, einzelne Vorkommnisse sind den an anderer Stelle gelegentlich beim Vornamen bezeichneten Frauen nicht zuordnungsbar.<sup>5</sup> Nicht nachvollziehbar ist außerdem die Zahl der Partnerinnen, eine Tatsache, die sowohl als keusch-kokettierend als auch als subtil-übertreibend gelesen werden kann.

---

<sup>5</sup> Nicht namentlich gekennzeichnet sind die erste Sexualpartnerin (vgl. 42), seine Begleitperson nach Thailand (vgl. 46) und über Sylvester nach Paris (vgl. 202–7) sowie die vor der Wohnungstür wartende Partnerin (vgl. 233–4). Namentlich genannt hingegen werden Lena, die zumindest eine Nacht mit ihm verbringt (vgl. 49) und Maike, die bei ihm ein- und dann wieder auszieht (vgl. 109 ff).

Die Partnerinnen sind sexuell regelmäßig ausgesprochen bedürftig, und auch das Missverständnispotential zwischen den Liebenden wird als extrem hoch geschildert: Geht der Erzähler nicht direkt auf ihre sexuellen Ansagen ein (und missversteht z.B. das offensiv-unromantische „Also, ich möchte jetzt entweder schlafen oder mit dir intim werden“ als „[...] oder mit dir ein Team werden“, vgl. 202), sind die Partnerinnen sofort beleidigt und aus der Stimmung gebracht. Zu der Erkenntnis, dass er sie missverstanden haben könnte, gelangt die Partnerin dabei nie selbst, stattdessen rekonstruiert der Erzähler mehr oder weniger erfolgreich und stets mühsam, was sie gesagt haben könnte, und ist dann auch alleine für die Beseitigung der Missstimmung (und das darauffolgende, von der Narration aber ausgeblendete (Wieder-)Aufgreifen der sexuellen Handlung) zuständig (vgl. z.B. 119–22). Einerseits stilisiert sich der Erzähler, wie im nächsten Kapitel noch zu zeigen sein wird, als weicher, verständnisvoller und emotionaler Mann, wie in der folgenden Szene, die ebenfalls auf einem verbalen Missverständnis beruht:

Ich entschuldigte mich vielmals und küsste sie. Ich versicherte ihr, dass ich sie nicht mit Absicht mit dem Umzug allein gelassen hatte, dass ich es irgendwie überhört haben musste, als sie es mir erzählte. Dann entschuldigte ich mich wieder. (114)

Die beinahe schmerzhaft Bemühtheit seiner Entschuldigung außer Acht lassend fällt hier andererseits vor allem die Formulierung „ich küsste sie“ ins Auge. In der beschriebenen Situation – die Partnerin ist beleidigt und wütend, weil der Erzähler ihr nicht beim Umzug geholfen hat – haftet dem Küssen etwas beinahe Übergriffiges, auf jeden Fall aber Unangebrachtes an. Dieses „etwas mit der Frau machen“ findet jedoch auch an anderen Stellen seinen Ausdruck, zum Beispiel wenn der Erzähler während der Beschreibung eines Frankreichurlaubs von seiner Vorstellung schreibt: „So könnte ich mit der Liebsten nachts mal irgendwohin aufs Feld fahren und dort bequem herumknutschen“ (118). Wieder gerät die Partnerin zur Statistin, die weder in die Entscheidungsfindung mit eingebunden wird, noch aktiv an der sexuellen Handlung teilnehmend avisiert wird („herumknutschen“ ist genau wie „fahren“ in der ersten Person Singular flektiert). Gleiches wiederholt sich bei der Wahl des Zielortes ihres Stelldicheins: „Romantisch, dachte ich mir. Da wollte ich hin“ (119). Nicht nur wird auch hier die Partnerin bei der Entscheidungsfindung ausgeklammert, die Formulierung lässt noch dazu jeglichen Einbezug ihrer Person in die Endsituation missen, sie wird nicht einmal in einem Anhängsel wie z.B. „da wollte ich *mit ihr* hin“ bedacht.

Im Widerspruch zur Inszenierung androgyner Männlichkeit, die der bereits beschriebenen emotional intensiven und empathischen Rettung der romantischen Situation zugrunde liegt und die uns im nächsten Abschnitt noch intensiver beschäftigen wird, steht die Zelebrierung dominanten, an sexuelle Übergriffigkeit grenzenden Sexualverhaltens, wie der Autor es übertreibend, aber doch in realen Situationen denkend imaginiert. Über die Tatsache reflektierend, dass der äußere Teil seines Cochleaimplantats während des Geschlechtsverkehrs abfallen könne, erläutert er so z.B. die Vorzüge seines Plans, die abnehmbare Sendespule mit einem Stirnband zu fixieren: „Das hat Vorteile. Wenn ich mein Stirnband aufsetze, weiß jede gleich, was die Stunde geschlagen hat. Dann geht’s zur Sache! [...] So stelle ich mir die Zukunft vor: Sie hörte nur ein leises Schnappen hinter sich. Und dachte: ‚O Gott, schon wieder?‘“ Bei aller Komik und Selbstironie, die in dieser Szene anklingt, ist die sexuelle Rollenverteilung doch problematisch: Der Autor imaginiert hier vor allem eine passive, dem Mann ausgesetzte Partnerin, deren Einverständnis zum sexuellen Akt keine Voraussetzung für dessen tatsächliche Umsetzung ist. Seine Maskulinität unterstreicht der Erzähler darüber hinaus noch durch die imaginierte sexuelle Potenz, die von seiner Partnerin kaum (für sie erfüllend) befriedigt werden kann. Einem ähnlichen, die sexuelle Potenz unterstreichenden Muster folgt die beiläufige Erwähnung der Liebesspieldauer in einem späteren Kapitel („Als wir schließlich zwei Stunden später aus dem Haus gingen [...]“, 203).

Einem sexuellen Skript folgen auch verschiedene Szenen, in denen der Erzähler seine männliche Gruppenidentität hervorhebt. Seine Beschreibung der gemeinschaftlichen sexuellen Sozialisierung und scheuen Initiierung in der jugendlichen Peergroup zum Beispiel unterstreicht die Gemeinsamkeiten und deren Gleichzeitigkeit im Vergleich zu seinen Peers. So erläutert der Erzähler unter anderem:

Keiner sollte zurückstehen, bis der vorwitzigste der Jungs eines der Mädchen ins Wasser schubsen wollte, was jedes Mal zu allgemeinem Gequieke führte. Auch ich ließ mich nicht lumpen [...]. (36)

Zum Glück fanden wir alle bald heraus, dass es auch andere Wege gab, Zuneigung zu zeigen, als jemanden ins Wasser zu stoßen. (37)

Ähnlich peer-orientiert ist die beiläufige Erwähnung des geteilten *male gaze* auf Frauen, wie ihn der Erzähler während des Urlaubs mit einem Freund beschreibt: „Ab und zu stupsten wir

uns an, um uns gegenseitig Dinge in der Umgebung zu zeigen: schöne Buchten, Bars, in die wir gehen wollten, Boulespieler, Frauen“ (86). Bei dieser Aufzählung fällt zunächst der kollektivierende Begriff „Dinge“ ins Auge, unter den die Frauen (allerdings auch die Boulespieler) objektivierend subsumiert werden. Während die Buchten und die Bars noch mit einer einschränkenden und die gegenseitige Hervorhebung rechtfertigenden Spezifizierung bedacht werden („schöne Buchten“, „Bars, in die wir gehen wollten“) und die Boulespieler durch ihre bloße Anwesenheit Kuriosum genug sein mögen, um die gegenseitige Aufmerksamkeit zu rechtfertigen, lässt die unspezifische Nennung von „Frauen“, deren Existenz somit quasi per se zum Bemerkenswerten stilisiert wird, aufhorchen. Einerseits geht damit eine gewisse ironische Brechung einher, die die maskuline Fleischschau aufs Korn nimmt, andererseits lässt sich auch diese Szene als Initiations- und Dazugehörigkeitsgestus lesen: Bei aller Selbstironie scheint es dem Erzähler doch wichtig zu sein, seine Maskulinität zu beweisen – zu Letzterer gehört scheinbar auch das Aufmerksammachen männlicher Begleiter auf gesichtete „Frauen“.

Ein ähnlicher Männlichkeitsgestus ist auch in anderen Szenen spürbar, wenn der Erzähler z.B. betont: „Ich wollte Kaffee, stark und schwarz, und sonst nichts“ (87) oder „Ich liebte Kaffee. Und ich hatte ganz und gar nichts gegen Alkohol“ (241). Auch eine beiläufige Bemerkung, nach dem Einsetzen des Cochleaimplantats sein Boxtraining wiederaufgenommen zu haben (vgl. 173) und sein Insistieren darauf, bei Gepäckskontrollen besonders häufig gesondert unter die Lupe genommen zu werden, besonders oft, „wenn ich ab Dreitagebart aufwärts trug“ (208), lassen sich vor diesem Hintergrund lesen. Die dramatische Schilderung der Eifersuchtsszene mit Zoë, einer Bekannten, mit der der Erzähler eine platonische Verabredung hat und deren Freund ihn im Anschluss verbal und körperlich bedroht, hebt die Konkurrenz hervor, als die Zoës Freund ihn empfindet, und unterstreicht somit seinen eigenen Wert als (sexueller) Mann: Zoës Freund ist hochaggressiv, packt ihm am Ärmel und stößt ihn herum, auch verbal ist er an der Grenze zur Übergriffigkeit (vgl. z.B. „Willst du mich verarschen?“, blaffte er“, 75). Zoës (gespielte) Vermutung und Entrüstung darüber, dass er ihr den Freund ausspannen wolle, unterstreicht diese Attraktivität noch einmal und markiert den Erzähler als komplexes und aktives Sexualwesen (vgl. 78). Seine Begründung für Eifersucht von Zoës Freund macht Gebrauch von einer explizit sexuellen Metaphorik von Erotik und sexueller Potenz, auch hier mit einem gewissen Maß an bewusster ironischer Brechung:

[J]e konzentrierter ich zuhörte, umso mehr lag mein Blick auf den Mündern. Ich beobachtete den Schwung der Lippen, jede Kräuselung des kleinen Bogens in der Oberlippe, jeden verstohlenen Zungenschlag. Nur zwischendurch blickte ich auf und sah Leuten verstohlen in die Augen – wie um zu sagen: Ich bin noch da! Dann aber stürzte ich mich so bald wie möglich wieder auf ihre Münder. (77)

Metaphorisch bringt sich der Erzähler wiederholt mit männlichen Helden in Verbindung, z.B. wenn er die Bestellung eines Dry Martini mit den Worten „Das war nicht nur James Bonds Lieblingscocktail, sondern immer mal wieder auch meiner“ (214) kommentiert oder seine Aufregung vor dem gemeinsamen, auditiv herausfordernden Mittagessen mit den Kollegen mit der eines Westernhelden vergleicht: „Ich dagegen fühlte mich um zwanzig vor zwölf, als sei ich der Sheriff, und der Typ, den ich vor Jahren in den Knast gebracht hatte, käme in den Ort und wollte sich rächen“ (215). Neben dem Ideal heteronormativer Maskulinität, das der Erzähler damit von sich zeichnet, ironisiert er sich durch die Diskrepanz zwischen Bild und Wirklichkeit auch selbst: Der Vergleich eines anstrengenden und frustrierenden, möglicherweise auch von Peinlichkeiten begleiteten Mittagessens unter Kollegen mit der lebensbedrohlichen, abenteuerlastigen und machismo-geladenen Situation des Westernduells ironisiert die indirekte Selbstcharakterisierung als Revolverheld. Ähnlich verhält es sich mit seiner rhetorischen Anlehnung eines Netzwerkempfangs mit einem kompetitiven sportlichen Wettkampf: Im Kapitel „SPIEL, SATZ UND ...“ vergleicht er die Bar, in der das Treffen stattfinden wird, mit einem „Spielfeld“, das es vor Beginn der Veranstaltung zu prüfen gilt, die Betonung seiner „Strategie für den Abend“ und der Beschreibung seines „Einsatzes“ sind an die Rhetorik des Glückspielkonsums angelehnt, die Kommentierung seiner Abwägungen vor der Sitzplatzwahl birgt rhetorische Anleihen an eine Sportberichterstattung (vgl. 227–30). In der Einschränkung, James Bonds Lieblingscocktail sei „immer mal wieder“ auch der des Erzählers, ist hingegen die Abgrenzung von dem heteronormativen, eingleisigen Bild von Männlichkeit, wie es die Bond-Figur verkörpert, schon inhärent. Die in dieser gleichzeitigen Invokation und Abgrenzung heteronormativer Männlichkeitsstereotype anklingende Ambivalenz ist ein Hauptcharakteristikum der Produktion von Männlichkeit im Text: Wie die folgende Textanalyse zeigen wird, konstruiert der Erzähler sich nicht nur als dezidiert *männliches* Subjekt, sondern konterkariert diese maskuline Konnotation regelmäßig durch ironische Brechungen und Konstruktionen neuer Männlichkeit.

## II.2 „Frau in Führung“: Konstruktionen alternativer Ideale von Männlichkeit

Allen narrativen und rhetorischen Anlehnungen an Ideale hegemonialer Männlichkeit zum Trotz agiert der Erzähler wiederholt auf einer transgressiven Ebene, die stereotype Männlichkeitsmodelle bricht und stattdessen eine ironische, einfühlsame Männlichkeit propagiert. Dieses Spannungsfeld zwischen dem im Vorkapitel beschriebenen offensichtlichen Bedürfnis der Wiederholung von Männlichkeitsgesten und deren gleichzeitiger Brechung navigiert der Erzähler dabei konsequent, wenn auch zum Teil widersprüchlich. Seine Feststellung „Ich habe Sex und Zärtlichkeiten gern – wie jeder andere auch“ (41) zu Beginn eines Kapitels, das sich erst nach einem Drittel der Gesamtkapitellänge einer explizit sexuellen (und nicht lediglich den zweitgenannten „zärtlichen“ Situationen) widmet, pocht so auf die selbstverständliche Sexualität des Erzählers und unterstreicht diese durch die exponierte Platzierung. Der Erzähler beschreibt sich gleichzeitig als ausgesprochen responsiven, fürsorglichen Liebhaber, dessen Sorge um die Befindlichkeit seiner Partnerin und deren einvernehmlichem Vergnügen seine eigene Lust hintanstellt. Ironisch bricht er dabei die Rolle des bemühten Liebhabers, dessen Unerfahrenheit auch darin resultiert, dass er die „wohligen Laute“ (45) der Partnerin erst als auf kommunikativ-informationeller Ebene vernachlässigbar dekodieren zu lernen muss. Auch die technisierte Systematik der von ihm scheinbar perfektionierten sexuellen Technik trägt zu dieser Brechung bei:

Wie ich bald herausfand, bestand der Trick darin, gleichzeitig mit mindestens einer Hand und einer Körperhälfte Kontakt zu wahren, oder unten weitzustreicheln und gleichzeitig oben nach dem Rechten zu sehen. Nach einiger Zeit hatte ich das System so perfektioniert, dass dabei nicht einmal ich selber aus dem wohligen Gefühl herausfiel. (44)

Die beschriebene Aufgewecktheit und Aufmerksamkeit des Erzählers spielt darüber hinaus mit dem Leitbild der animalischen Natur männlicher Sexualität, indem sie zwar animalische Assoziationen einlädt, diese aber eher in den Bereich einer an Erdmännchen erinnernde Ästhetik verlagert: „Hörte ich etwas oder spürte ich an ihr ein Vibrieren, das Worte sein könnten, dann reckte ich den Hals: Was geht da vor?“ (ibid.). Evoziert wird eine von

Niedlichkeit und Achtsamkeit geprägte Erotik, die die starke Konzentration auf den textuell immer wieder beiläufig referenzierten sexuellen Leistungsgedanken kontrastiert.

Ähnlich ambivalent konnotiert ist der Umgang des Erzählers mit sexueller Unsicherheit: In einem Moment der durch die Schwerhörigkeit initiierten Krise streicht er die Attraktivität der ihn metaphorisch zurückweisenden Frau hervor: „[D]ie hübsche Sandwichverkäuferin“ wählt er nach einer deprimierenden Party absichtlich aus, um „wenigstens noch mit einer schönen Frau gesprochen zu haben“ (12). Ihre Attraktivität unterstreicht er im narrativen Verlauf noch weiter, z.B. mit der Referenz auf ihre „schönen dunklen Augen“ (12). Durch diese Fixierung versucht der Erzähler explizit, die auf der dieser Szene vorangehenden Party empfundene eigene Ohnmacht und soziale Paria durch sexuelles Agieren auszugleichen. Die Partnerin wird dabei zum Statussymbol, ihre Akzeptanz und ihr romantisches/sexuelles Interesse sind nicht der primäre Grund für die Annäherungsversuche des Erzählers. Vielmehr sucht er ihre sexuelle Aufmerksamkeit, um die eigene Anziehungskraft gespiegelt zu bekommen und so die eigene (sexuelle) Wertigkeit zu steigern. Die damit vollzogene Identifikation mit dem Modell hegemonialer Männlichkeit wird jedoch durch die Erzählsituation unmittelbar gebrochen: Die öffentliche Zurschaustellung seiner Demütigung ironisiert sein initiales Beharren auf sexueller Wertschätzung als sozialer und psychologischer Währung. Das Scheitern im gesellschaftlichen Bereich wird durch das Scheitern seiner romantischen Aspirationen noch unterstrichen und dramatisiert, und die Tatsache, dass diese Unterstreichung und Dramatisierung narrativ durch den Erzähler selbst erfolgt, verweist auf das ironisch-kokettierende Spiel mit verschiedenen Modellen von Männlichkeit.

In der Inszenierung seiner Beziehung zur personifizierten Stille stilisiert der Erzähler sich selbst als feminisiertes Objekt und den Verlust von Stille aufgrund eines durch die hörgerätebedingt ständig amplifizierte akustische Wahrnehmung hervorgerufenen Tinnitus als (tragische) Liebesbeziehung. Die scheue, aber sanfte und einfühlsame Partnerin Stille wird vom Tinnitus verdrängt, den der Erzähler in diesem Zusammenhang als maskulinfordernd und an der Grenze zur sexuellen Nötigung agierend porträtiert:

Es klang fordernd. Druckvoll. Und selbstbewusst. Wie ein Liebhaber, der bereits weiß, dass er bekommt, was er will. [...] [M]ein neuer Begleiter wich mir nicht von der Seite; das Zusammentreffen der beiden [d.h. Stille und Tinnitus, *M. R.*] war jedes Mal mehr als unangenehm. Wo Stille war, wurde der Neue laut – und

ich litt wie ein Hund. [...] Doch lösen konnte ich die ungewollte Beziehung nicht.

Der Neue verschwand nicht, im Gegenteil, er wurde lauter und fordernder. (56-7)

Der an anderer Stelle zelebrierte Gestus des aufmerksamen Liebhabers (vgl. 44) spiegelt sich auch in der Erkenntnis, die der Erzähler aus seinem als fehlgeschlagene Beziehung stilisierten Umgang mit Stillen zieht, wenn er z.B. ironisch-selbstkritisch anmerkt: „Wer weiß, vielleicht wäre es anders gekommen, hätte ich Stille mehr Aufmerksamkeit geschenkt?“ (58).

An verschiedenen Stellen inszeniert sich der Erzähler darüber hinaus als einfühlsamer Mann, der selbstbewusst auftretende Frauen anziehend findet, wenn er zum Beispiel betont: „Hektisch haspelnde Frauen konnten bei mir genauso wenig landen wie mädchenhaft flötende. Meine weiblichen Freunde waren darum auch gar nicht piepsig, sondern alles ausgesuchte Resonanzkörper“ (66). Abgesehen von der inhaltlichen Aussage ist hier insbesondere die ungelenke Konstruktion der „weiblichen Freunde“ interessant. Zu vermuten wäre, dass der Autor die Bezeichnung „Freundinnen“ meidet, um kein Missverständnis über das romantische Verhältnis zu ihnen aufkommen zu lassen. Die „weiblichen Freunde“ sind somit mehr oder weniger deutlich als „weibliche Bekannte“ und nicht als romantische Partnerinnen markiert. Dies steht jedoch im Widerspruch zu der direkt davor befindlichen Formulierung, nur dunkel sprechende Frauen können bei ihm „landen“, eine Formulierung, die unmissverständlich eine romantische Komponente der Beziehung hervorhebt. Grammatikalisch korrekter, aber dafür in der Interpretation des Beziehungsgrades ambivalenter ist die Bemerkung: „[M]eine Freundinnen waren [in Bezug auf Alkohol und Koffein] schon immer nicht so zimperlich, und dafür liebte ich sie“ (241). Hier legt der Kontext nahe, dass es sich bei den Begleiterinnen um platonische Freundinnen handelt.

In dieser Szene wird aber auch ganz offensiv das Spannungsfeld zwischen verschiedenen Männlichkeitsrollen und –verhaltensweisen spürbar. Das betreffende Kapitel „FRAU IN FÜHRUNG“ steigt ein mit: „Wer mich anschaut, sieht einen Mann. Ganz klar. Breite Schultern, Boxernase, wilder Bartwuchs“ (241). Wie bereits in der Interpretation anderer Szenen beschrieben, konstruiert sich der Erzähler so über die Beschreibung seiner Körperlichkeit sehr dezidiert als (stereotyp) männlich. Gleichzeitig dreht sich das Kapitel jedoch narrativ um die Tatsache, dass er in der Öffentlichkeit häufig eine traditionell weibliche Rolle einnimmt bzw. eine solche zugeschrieben bekommt, wenn er z.B. im Gegensatz zu seinen Begleiterinnen *leche manchada* (Milch mit Kaffee) statt *café con leche*

(Kaffee mit Milch) oder Softdrinks statt alkoholischer Getränke bestellt: „Es wollte einfach nicht in die Köpfe der Leute, dass der Kerl den Mädchendrink nehmen könnte“ (241—2). Das Selbstbild stimmt also nicht mit dem Fremdbild überein. Statt dies jedoch zum Anlass einer Infragestellung seiner Identität zu nehmen, exemplifiziert und kritisiert der Erzähler daran die Geschlechtsrollenverhaftetheit seiner Umwelt und positioniert sich als die binäre Genderkonstruktion durchschauend, hinterfragend und überschreitend. Als Gesamtbild entsteht so das Ideal eines in seinem Äußeren und in manchen Aspekten seines (sexuellen) Agierens stereotyp maskuliner Mann, der diese Rolle aber immer wieder subversiv bricht und durch eine einfühlsame, kooperative und emotionale Rollenauslegung erweitert. Gleichzeitig trifft er damit das neue Männlichkeitsideal vieler Frauen – bei aller Subversivität und Transgression bedient er also doch den Mythos des Mannes als potenten und körperlich wie emotional attraktiven Liebes- und Sexualpartner.

### **III. Konstruktionen einer neuen Männlichkeit – Mit oder ohne Behinderung**

Die Konstruktion von Männlichkeit in *Taube Nuss* ist von einer großen, im Text nur teilweise aufgelösten Ambivalenz gekennzeichnet. Der Erzähler zeichnet sich konsequent als Grenzgänger – interessanterweise aber gerade nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, als *nicht ganz*-Angehöriger sowohl der hörenden als auch der gehörlosen Welt, sondern als Grenzgänger zwischen hegemonialer und alternativer Männlichkeit. Wie die Teilnehmer der eingangs zitierten Studie von Gibson et al, die in ihren *narratives of non-difference* gleichzeitig ihre „Normalität“ und ihre Außergewöhnlichkeit herausstreichen, stellt sich auch der Erzähler in *Taube Nuss* als zugleich außergewöhnlich und durchschnittlich dar. Mit seinen Limitationen sowohl kokettierend als diese im Handlungsverlauf wenn schon nicht auflösend, dann doch relativierend, ergibt sich so das Bild eines Mannes, der sich allen Hindernissen zum Trotz wohlfühlt mit und in seinem Körper – diesen also, nach Hahn, im weitesten Sinne als *beautiful* ansieht. Sein Eingeständnis von körperlicher Versehrtheit und der sowohl durch die öffentliche Publikation manifestierte als auch narrativ umgesetzte offene Umgang mit seiner Schwerhörigkeit – eine Tatsache, die zumindest im öffentlich geführten Diskurs die nächste Stufe des Hahn’schen Modells herbeiführt, das Sichumgeben

mit Menschen, die Sensibilität und Offenheit zu schätzen wissen – lassen den Erzähler so zum Charakter reifen.

Einerseits ist der Text durch eine oftmals bemühte Anlehnung an Bilder hegemonialer Männlichkeit gekennzeichnet, die sich vor allem auf den sexuellen Bereich beziehen, sich in diesem aber nicht erschöpfen. Andererseits lässt sich durchaus auch ein souveräner Umgang mit den postmodernen Brechungen von Maskulinität konstatieren – der Erzähler präsentiert sich zugleich als „neuer Mann“ und als Macho, und zeichnet in diesem Spannungsfeld auch die eingangs beschriebene Situation vieler Männern mit Behinderung nach. Die Frage, inwiefern sich die soziologischen Erkenntnisse über männliche Sexualität und Behinderung dabei auch auf Schwerhörigkeit übertragen lassen, ist dadurch natürlich in keiner Weise geklärt, zumindest aber gibt die Analyse Hinweise darauf, dass durch die vom Erzähler empfundene Einschränkung seiner sexuellen Attraktivität eine Gegenbewegung ausgelöst worden zu sein scheint, die die Sexualität des Erzählers in den Vordergrund rückt, und dies auch an Stellen tut, an denen dies die Erzählung allein nicht unbedingt rechtfertigt.

Positiv formuliert lässt sich Görzdorf so einer neuen Art, über Männlichkeit zu schreiben bzw. Männlichkeit literarisch zu konstruieren, zuordnen. Wilson et al schreiben dazu:

Some mainstream masculinity writers have started to challenge this discourse by instead arguing for a focus on a strength-based and positive construct of maleness which make it okay to be male [...]. Constructing maleness in this way allows space to identify and celebrate the positive side of masculinity, male health, doing maleness, and being male. (2)

Unabhängig von dem evidenten Bemühen um eine gefällige, maskulinisierende Selbstdarstellung als *Mann* weitet Görzdorf so das Spektrum von narrativer Männlichkeit aus. Abseits von allen Fragen der Verhandlung von männlicher Sexualität und Behinderung und deren Interdependenz befruchtet er durch die Inkorporation von selbstbewusster und selbstreflektierter Männlichkeit und Behinderung das narrative Konstruktionspektrum alternativer Modelle von Männlichkeit.

#### **IV. Literaturverzeichnis**

## Primärliteratur

Görsdorf, Alexander. *Taube Nuss: Nichtgehörtes aus dem Leben eines Schwerhörigen*. Reinbeck: rororo, 2013.

## Sekundärliteratur

Aitao, Lu et al. „Peer Attachment and Social Anxiety: Gender as a Moderator across Deaf and Hearing Adolescents”. In: *Social Behavior and Personality* 42 (2): 2015. 231—240.

Barouns, Cynthia. “Crippling Heterosexuality, Queering Ablebodiedness: Muderball, *Brokeback Mountain* and the Contested Masculine Body”. Lennard J. Davis (ed.): *The Disability Studies Reader*. London: Taylor&Francis, 2013. 381—397.

Bat-Chava, Yael. „Group Identification and Self-Esteem of Deaf Adults”. In: *Personality and Social Psychology Bulletin* 20 (5): 1994. 494—502.

Cohen, Jeffrey Jerome. „Queer Crip Sex and Critical Mattering”. IN. *GLQ: A Journal of Gay and Lesbian Studies* 21 (1), 2015. 153—62.

Connell, Raewyn [Robert]. *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Fitz-Gerald, Max/Della Fitz-Gerald. „The Potential Effects of Deafness upon Sexuality”. In: *Sexuality and Disability* 3 (3): 1980. 177—181.

Gabriel, Kamieka O. S./Getch, Yvette Q. „Parental Training and Involvement in Sexuality Education for Students Who Are Deaf”. In: *American Annals of the Deaf* 146 (3): 2001. 287—293.

Gannon, Christine L. „The Deaf Community and Sexuality Education”. In: *Sexuality and Disability* 16 (4): 1998. 283—293.

Gerschick, Thomas/Adam Miller. „Gender Identities at the Crossroads of Masculinity and Physical Disability”. In: *Masculinities* 2: 1994, 35—55.

Gibson, Barbara E. et al. „Becoming Men: Gender, Disability, and Transitioning to Adulthood”. In: *Health* 18 (1), 2014: 95—114.

Hahn, Harlan. „Masculinity and Disability”. In: *Disability Studies Quarterly* 9: 1989. 1—3.

Job, Jennifer. „Factors Involved in the Ineffective Dissemination of Sexuality Information to Individuals Who Are Deaf or Hard of Hearing”. In: *American Annals of the Deaf* 149 (3): 2004. 264—273.

- Lu, Aitao. „Peer Attachment and Social Anxiety: Gender as a Moderator across Deaf and Hearing Adolescents”. In: *Social Behavior and Personality* 43(2): 2015. 231-240.
- McRuer, Robert/Anna Mollow. *Sex and Disability*. Durham, NC: Duke UP, 2011.
- McRuer, Robert. *Crip Theory: Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York: New York UP, 2006.
- Meekusha, Helen. „What the Hell Are You? An Intercategorical Analysis of Race, Ethnicity, Gender and Disability in the Australian Body Politic.” In: *Scandinavian Journal of Disability Research* 8, 2006. 161—176.
- O’Neill, Terry/Myra Hird. „Double Damnation: Gay Disabled Men and the Negotiation of Masculinity”. *Constructing Gendered Bodies*. Kathryn Backett-Milburn/Linda McKie (eds.). Basingstoke: Palgrave, 2001. 201—223.
- Phaneuf, Jean. „Considerations on Deafness and Homosexuality”. In: *American Annals of the Deaf* 132 (1): 1987, 52—55.
- Rapala, Slawomir/ Leonore Manderson. „Re-Covering Invalidated Adulthood, Masculinity and Sexuality”. In: *Sexuality and Disability* 23 (3): 2005. 161—180.
- Sandahl, Carrie. „Queering The Crip Or Crippling The Queer? Intersections Of Queer And Crip Identities In Solo Autobiographical Performance”. In: *GLC: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 9 (1/2), Sonderausgabe „Desiring Disability: Queer Theory Meets Disability Studies”: 2003. 25—56.
- Shakespeare, Tom. „The Sexual Politics of Disabled Masculinity”. *Sexuality and Disability* 17: 1999. 53—64.
- Shuttleworth, Russell/Nikki Wedgwood/Nathan J. Wilson. „The Dilemma of Disabled Masculinity”. In: *Men and Masculinities* 15 (2): 2012. 174—194.
- Staples, James. „At the Intersection of Disability and Masculinity: Exploring Gender and Bodily Difference in India”. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 17: 2011. 542—562.
- Suter, Sarah/Wendy McCracken/Rachel Calam. „Sex and Relationships Education: Potential and Challenges Perceived by Teachers of the Deaf”. In: *Deafness and Education International* 11 (4): 2009. 211-220.
- Uhlig, Anne C. *Ethnographie der Gehörlosen: Kultur – Kommunikation – Gemeinschaft*. Bielefeld: transcript, 2013.

Willis, Anne. „Deaf Group Identification and Sexual Esteem“. Online abrufbar unter [http://etd.ohiolink.edu/!etd.send\\_file?accession=wsuppsych1310576172&disposition=inline](http://etd.ohiolink.edu/!etd.send_file?accession=wsuppsych1310576172&disposition=inline). 2012. Letztes Zugriffsdatum: 30. Juni 2015.

Wilson, Nathan J. et al. „A Masculine Perspective of Gendered Topics in the Research Literature on Males and Females with Intellectual Disability“. In: *Journal of Intellectual and Developmental Disability* 35 (1): 2010. 1-8.